

**Anmerkungen:**

[1] Der Hinweis auf die skeptische Prüfung, die der Dekonstruktion vorausgehen müsse, ist ein Tribut an seinen Wissenschaftsanspruch und erfüllt eher rhetorische Zwecke. Schon auf S. 88f macht er deutlich, dass es den Westen nicht mehr gebe.

[2] Die amerikanische Doktrin des „Regime Change“, als Teil des amerikanischen „Greater Middle East Plan“, war kein moralisches Heilsprogramm, sondern der Versuch, vergangene Fehler auszubügeln.

Die Gewalt, die darauf verwandt wurde den Wandel herbeizuführen, sollte der Sicherheit Amerikas dienen. Die Doktrin ging davon aus, dass demokratisch regierte Länder weniger Hass auf Amerika produzieren, als die zuvor unterstützten despotischen. Sicherheitsbedürfnis und Menschenrechte gehen in der Doktrin Hand in Hand.

**Literatur:**

Adorno, Theodor W., *Gesammelte Schriften*, Frankfurt/M. 1997.

Claussen, Detlev, *Theodor W. Adorno. Ein letztes Genie*, Frankfurt/M. 2003.

Gruber, Alex, *Deutschland - Amerika*, in: Grigat, Stephan (Hg.), *Feindaufklärung und Reeducation*, Freiburg i.B. 2006.

Kagan, Robert, *Macht und Ohnmacht*, München 2002.

Neumann, Franz, *Die Herrschaft des Gesetzes*, Frankfurt/M. 1980.

---

## „Immanenter Widerspruch“

### Micha Brumlik kritisiert am Zionismus vorbei

MATHIAS SCHÜTZ

An Israel kann man verzweifeln. Knapp sechzig Jahre besteht der Judenstaat und dennoch hat sich Theodor Herzls Vision einer politischen Lösung der Judenfrage, die einher gehen müsste mit einem Aussterben des antisemitischen Ressentiments, nicht erfüllt, ganz im Gegenteil. Aus dem Judenstaat wurde unmittelbar der Jude unter den Staaten und er wird dies wohl vorerst auch bleiben. Wie die Juden in ihrer Geschichte als europäische Minderheit die längste Zeit über nicht als Bürger anerkannt waren und willkürlich verfolgt wurden, so hat der israelische Staat keine anerkannten Grenzen und wird tagtäglich mit Raketen beschossen. Leider führt die Verzweiflung über die scheinbar ausweglose Situation meist nicht zu Empathie und Solidarität gegenüber Israel, sondern zu blankem Hass. Der Frankfurter Pädagogikprofessor Micha Brumlik ist stets ein sicherer Kandidat, wenn es darum geht, all jenen, die in diesem Konflikt nur die Bestätigung für ihre pathischen Projektionen sehen, entgegen zu treten. Hierfür meidet Brumlik selbst schwer vermintes

Terrain nicht, wie zuletzt die von ihm mit herausgegebenen *Blätter für deutsche und internationale Politik*, in denen sich aus notorischem Meinungspluralismus regelmäßig Antizionisten zu Wort melden dürfen und in denen er aufgrund seines Eintretens für Israel angefeindet wurde.

Umso erstaunlicher ist, dass Brumlik nun eine *Kritik des Zionismus* geschrieben hat. Freilich, Brumlik ist als Freund der Genfer Initiative bekannt, ebenso als Kritiker israelischer Politik im Rahmen einer grundsätzlichen Solidarität mit dem Judenstaat. Aber eine Kritik des Zionismus - genauer: des „politischen“ oder auch „staatsbildenden“ Zionismus - beinhaltet doch viel mehr als das Monieren von „Ethnodemokratie“, Siedlungsbau und Straßensperren; sie meint die Gründungsideologie des Staates, die säkulare, geistige Wurzel Israels, aus der auch heute noch ein Gros an Legitimität bezogen wird. Und genau hier setzt Brumlik an, bei der Staatsgründungsidee, die alle bis heute andauernden Konflikte als „keineswegs nur zufällige Verwirklichung einer im politischen Zionismus angelegten Möglichkeit“ (S. 25) in sich tra-

ge. Schon den frühen Zionisten wirft er vor: „Wer als Zeitgenosse Theodor Herzls mit Willen, Wissen und Bewusstsein Zionist wurde und ein Minimum an Wahrhaftigkeit und intellektueller Redlichkeit aufbrachte, konnte aber schon lange vor dem Ersten Weltkrieg die heraufziehende Tragödie nicht nur erahnen, sondern prognostizieren.“ (S. 63f.) Wahrscheinlich ließ die Art der Konflikte, die mit der zionistischen Besiedlung einher gingen, tatsächlich schon früh eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der arabischen Bevölkerung Palästinas befürchten. Doch angesichts mehrerer hunderttausend jüdischer Pogromopfer im Anschluss an den Ersten Weltkrieg, die ebenfalls nicht nur erahnen, sondern prognostizieren ließen, dass es noch schlimmer kommen würde, und eines sich beharrlich verfestigenden Antisemitismus unter den Arabern Palästinas, der jegliche rationale Sondierung oft von vornherein ad absurdum führte, erscheint die „Verdrängung“ des Konfliktpotentials weniger als sträfliche Abweichung vom philanthropischen zionistischen Programm, sondern vielmehr als alternativlose politische Strategie. Brumlik wider-

spricht sich förmlich, wenn er hier einen Mangel an Realitätssinn behauptet, um an anderer Stelle den Verfechter einer entschiedenen und rücksichtslosen zionistischen Feindbestimmung, Zeev Jabotinsky, als geradezu visionären Erkennen der politischen Lage zu bezeichnen.



Hellsichtiger Schwarzmalerei:  
Zeev Jabotinsky

Doch es geht um mehr, nämlich um eine „transzendente Kritik“ (S. 41) des Zionismus als normativ beladene Transformations- und Modernisierungsideologie des gesamten Judentums. Brumlik kritisiert, Gershom Scholem zitierend, „dass die historische Aufgabe des Zionismus eben eine ganz andere war, als die, die er sich selbst gestellt hat“ (S. 109). Aus der fundamentalen geistigen Erneuerung wurde eine bloße politische „Episode“ (Franz Rosenzweig). Der Staat Israel als Resultat des Zionismus befreite die Juden aus der Diaspora, die aber Rosenzweig gerade als konstitutiv für die Transhistorizität des Judentums angesehen hatte, weswegen dieser auch eine ambivalente Position zum Zionismus einnahm. Der Zionismus konnte und wollte als säkulare Bewegung zur Beendigung der „Judennot“ aber gar nicht die mannigfaltigen transzendenten Bedürfnisse des Judentums erfüllen, auch nicht in säkularisierter Form, als sozialistischer Utopismus; er wollte „nur“ einen Staat gründen. Und genau in dem Zusammenspiel aus mangelnder Transzendenz und der politischen Verortung des zionistischen Projekts, „wo es hingehört: in die Geschichte der europäischen Expansion

seit 1492“ (S. 135), sieht Brumlik die immanenten, bis zur Selbsterstörung wirkenden Widersprüche des Zionismus.

Mit seinem Beharren auf dem eigentlichen, transzendenten Wert, an dem der Zionismus zu messen sei, gießt Brumlik Wasser auf die Mühlen all jener, die, wie die durchgeknallte Naturei Karta, mit dem „unjüdischen“ Zionismus gleichsam den Staat Israel zu Grabe tragen wollen. Dies liegt Brumlik zwar vollkommen fern: „Auch wenn der Versuch einer normativen Neugründung des Judentums durch den Zionismus schon früh gescheitert - und das heißt widerlegt - ist, bleibt doch ein realpolitisches Experiment, dem man sich [...] zu stellen hat.“ (S. 109 f.) Aber indem Brumlik den Sinn des Zionismus gerade nicht im Politischen verortet, ihm, auf Grund der Hegemonie des Politischen im Zionismus, eine Absage erteilt und alle paar Seiten sein Scheitern verkündet, bleibt es vollkommen unklar und vor allem unvermittelbar, warum dann ausgerechnet die Staat gewordene Konsequenz des Zionismus noch eine Existenzberechtigung haben sollte. Brumlik verkennt den Charakter der israelischen Staatlichkeit, wenn er proklamiert, Israel sei „weder rechtfertigungsfähig noch rechtfertigungsbedürftig.“ (S. 32) Und genau deswegen ist es so wichtig, im gleichen Atemzug, in dem die Frage nach einer Existenzberechtigung als irrelevant verworfen wird, auf der objektiven *Existenznotwendigkeit* zu beharren. Israel - und somit der „politische“ und „staatsbildende“ Zionismus - ist und bleibt wohl oder übel das notwendige Unterpfand jüdischer Existenz in einer Welt, in der der eliminatorische Antisemitismus grassiert. Dem steht auch nicht die Auswanderung von immer mehr Israelis entgegen, eine Entwicklung, die Brumlik so interpretiert, „dass Land und Staat Israel sogar in den Augen vieler ihrer jüdischen Bewohner geistig an Bedeutung verlieren.“ (S. 162) Dabei ist doch gerade solch ein vermeintlicher Bedeutungsverlust der positive Ausdruck davon, dass der Zionismus zu einer relativen Normalisierung jüdischen Lebens in der Diaspora beitragen konnte; weniger, weil Antisemitismus oder Assimilationsdruck verschwunden wären, sondern vielmehr weil es eine Basis gibt, die nicht

nur als Rückzugsraum bereit steht, sondern dazu befähigt, aktiv und selbstbestimmt einzugreifen, wann und wo immer dies nötig sein sollte - von Entebbe bis Addis Abeba. Brumlik mag diese Rolle des Staates Israel für die Bewegungs- und Unternehmungsfreiheit, für das Selbstbewusstsein von Juden weltweit mitdenken oder auch nicht, sie wird nirgends expliziert und stattdessen etwa die Abschaffung des Rückkehrgesetzes gefordert. Und eben jene Mischung aus Auslassung und Benennung, die auf die konsequente Nichtbeachtung des fortbestehenden politischen und verbindenden Gehalts des Zionismus hinausläuft, macht Brumlik für den Antizionismus zutiefst befähigt und -würdig, für eine Ideologie also, die er selbst als „eine schwach bemäntelte Form des Antisemitismus“ (S. 33) bezeichnet.

Brumlik verbindet die beiden Stränge der Kritik, die immanente und die transzendente, zu einem „Versuch einer geschichtsphilosophischen Kritik“ (S. 9) des Zionismus; und dieser Versuch führt zwangsläufig mitten in das Zentrum geschichtsphilosophischen Fortschritts, welches, wie Francis Fukuyama nach seiner Abwendung vom Neokonservatismus kürzlich betonte, selbstverständlich in Europa zu finden sei. Europa, diese politische und moralische Verheißung, die sich keinen Begriff vom Zustand der Welt machen muss, da sie sämtliche Konsequenzen aus den - freilich selbst verursachten - Schrecken der Menschheitsgeschichte gezogen hat, dieses „postmoderne Paradies“ (Robert Kagan) ist für Brumlik auch die Verheißung eines postzionistischen Israels. Brumlik erklärt sich das wie folgt: In Europa hat der Zionismus, diese verspätete, koloniale Nationalbewegung ihren Ausgang genommen und hierhin soll das postzionistische Israel, als Ausdruck der verspäteten Überwindung des nationalen Gedankens und überfällige Würdigung des suprastaatlichen und transhistorischen, weil diasporischen Charakters des Judentums, zurückkehren. Man könnte solch eine Vision auch etwas anders darstellen: Im von Deutschland beherrschten, antisemitischen Europa hat die Judenvernichtung ihren Ausgang genommen, die die zionistische Staatsgründung zu einem Akt exi-

stentieller Notwendigkeit und purer menschlicher Vernunft machte; und im von Deutschland dominierten, antizionistischen Europa soll auch das Ende des Staates Israel seinen Ausgang nehmen, nachdem die moralisierende Geschichtsphilosophie dem Zionismus die ideelle Berechtigung abgesprochen hat. Brumlik will Israel, aber nicht als zionistischen Staat, sondern als Mündel der EU. Er weiß, dass „die politischen Ziele von Hamas, Hisbollah und der gegenwärtigen iranischen Staatsführung [...] derzeit auf eine Elimination nicht nur des jüdischen Staates, sondern auch der jüdischen Bevölkerung Israels ausgerichtet [sind]“ (S. 170). Aber von der subtilen Unterstüt-

zung, die diese politischen Ziele durch die EU erfährt, ob auf politischer oder gesellschaftlicher Ebene, will Brumlik nichts wissen. Und so erscheint seine Kritik des Zionismus bestenfalls als genau das, was er selbst in etwas verharmlosender Manier Tony Judt und dessen Idee eines binationalen Staates vorwirft - als „Ausdruck politischer Verzweiflung“ (S. 17). ■

**Micha Brumlik: *Kritik des Zionismus*, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2007, 198 S., 16,90 €.**



## Ironie des Schicksals

### Neue Veröffentlichungen zu und von Georg Weerth

PHILIPP LENHARD

Nun ist das letzte größere Weerth-Jubiläum schon wieder anderthalb Jahre her und die Beachtung des großen Vormärzdichters und Revolutionärs ist wieder auf ihr Normalmaß zurückgegangen. Mit anderen Worten: „Weerth, wer war das noch mal?“ Eine ganz ungewöhnliche Weise, Weerth einem breiteren Publikum jenseits der abgekapselten Vormärz-Forschung näher zu bringen, hat der Hörbuchverlag Kaleidophon nun gewählt. Er veröffentlichte jüngst eine CD, auf der der Briefwechsel Weerths mit der von ihm verehrten und innig geliebten Betty Tendering von den Schauspielern Katja Holm (Betty Tendering), Rainer Süßmilch (Georg Weerth) und Falko Glomm (Sprecher) nachgesprochen wird. Was zunächst abwegig klingen mag - schließlich ist Weerth hauptsächlich für seine Gedichte und Feuilletonbeiträge aus der *Neuen Rheinischen Zeitung* bekannt - funktioniert interessanterweise hervorragend. Das liegt erstens daran, dass

Weerths Briefe meistens durchaus literarischen Wert haben, und zweitens daran, dass Betty Tendering eine würdige Respondentin ist. Schon der alte DDR-Verlag Aufbau, bei dem auch die Weerth-Gesamtausgabe von Bruno Kaiser erschienen war, hatte den anspruchsvollen Charakter des Briefwechsels mit Betty Tendering erkannt und ihn 1972 in einem eigenen kleinen Bändchen veröffentlicht. Weerth hatte sich 1854/55, also nach seinem intensiven politischen Engagement und dem verhängnisvollen Scheitern der 48er Revolution, über beide Ohren in Tendering verliebt und sie gebeten, ihn zu heiraten und ihm in die Neue Welt zu folgen, wo er sich als weltläufiger Kaufmann in seinen letzten Jahren vornehmlich aufgehalten hatte und über die er in dem Briefwechsel zahlreiche Reflexionen anstellt: „Aber in Augenblicken, wo ich am kühnsten war, dachte ich, daß Du vielleicht meine Fehler mit meiner Liebe entschuldigen könntest, daß Du Dich vielleicht von der Behaglichkeit der Alten Welt trennen würdest, um in Deinen jün-

geren Jahren neue Sprachen, neue Menschen und einen neuen Weltteil kennenzulernen. Ich weiß, daß das junge Amerika in mancher Weise hinter dem alten Europa zurück ist. Aber Du wirst auch drüben Menschen Deiner Sprache finden, die Dir gefallen, und wenn Du einst nach Europa zurückkehrst, wirst Du Dich freuen, Deine Jugend in einer Welt verlebt zu haben, die vom Alter nicht erobert wird. Für das Alter bleibt, so Gott will, das alte Europa an derselben Stelle.“ Der Briefwechsel schwankt zwischen überschäumender Romantik und bissiger, bisweilen sarkastischer Ironie. „Das verdammte Flennen und die abscheuliche Angst sind vorüber. Ich betrachte Dein Bild mit der größten Ruhe; ich wage nicht, es zu küssen, ich habe fast Furcht vor Dir, und doch bin ich mit Leib und Seele an Dich gefesselt. Ob dies wirklich Liebe ist, ich weiß es nicht“, gesteht Weerth in einem Brief vom 2. Oktober 1855. Doch die Schwärmerei für die Angebetete wird sogleich wieder ironisch gebrochen: „Ich habe mir immer eine Frau gewünscht, die